

Ums Leben.

Roman von Franz Wichmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Sekundanten sprangen hinzu und trennten die Klingen, während der Verletzte taumelnd sich auf den Arm des herbeigeeilten Arztes stützte. Ein schmerzliches Zucken ging um seinen Mund, und als der Doktor eine zwar blutige, doch ungefährliche Abwund festgestellt hatte, erklärte er sich für befriedigt.

Die Gegner reichten sich mit kühl höflichen Worten die Hand, und Buchner ließ sich mit seiner verbundenen Schulter, wehleidig wie ein Mädchen stöhnend, von den beiden Dienern, denen seine Zeugen folgten, an das Motorboot zurückbegleiten.

Kopfschüttelnd sah der Russe ihm nach, der Chemiker aber meinte mit offenbar besorgter Stimme:

„Glauben Sie wirklich, daß die Verwundung keine schlimme Folgen haben wird?“

„Ein ganz ungefährlicher Riß“, lächelte Leidunow. Jedenfalls aber sollte Ihr Freund derartige Affären künftig nicht mehr so leichtsinnig herbeiführen.“

„O, Herr Buchner ist gewiß kein Händelsucher.“

„Gestern abend hatte ich allen Grund, anderer Meinung zu sein.“

Sie werden zugeben, meine Herren, daß, wenn man einen Fremden ohne jeden vernünftigen Grund beleidigt —

Diesmal fiel ihm Doktor Leutental ins Wort. „Herr Buchner hatte aber einen sehr triftigen Grund; seine Ehre, seine Zukunft standen auf dem Spiele.“

„Wegen eines Theaterplatzes?“

meinte Leidunow ungläubig, während er mit den beiden Herren langsam dem Flußufer zuschritt, von dem soeben das Motorboot abließ.

„Ja, haben Sie denn wirklich nicht begriffen, um was es sich handelte?“ fragte der Chemiker, erstaunt stehen bleibend. „Hätte ich nicht vorausgesetzt, daß Ihnen das Motiv seitens Ihres Gegners bekannt sei, würde ich Sie selbstverständlich aufgeklärt haben.“

„Mein Ehrenwort, daß ich nicht die geringste Ahnung hatte“, versicherte Leidunow, dessen Erstaunen mit jedem Worte wuchs. Plötzlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Sollte am Ende die Dame —“

„Herrn Buchners Braut, — aber natürlich.“

„Das heißt, eigentlich ist sie es gar nicht mehr“, unterbrach den Chemiker sein Freund, — „und wenn Fräulein Genetius von dem Duell und seinem Ausgang erfährt, so wird dadurch das Verhältnis wohl völlig zum Bruche kommen.“

„Meine Herren, ich verstehe wirklich kein Wort —“

„So sollte das Fräulein Ihnen mit keiner Silbe verraten haben?“

„Ich habe niemals mit der jungen Dame gesprochen.“

Die Sekundanten sahen sich betroffen an. „Run“, meinte nach einer Pause der Chemiker, „immerhin ändert das an der Tatsache nichts, daß Sie einen unauslöschlichen Eindruck auf Fräulein Genetius gemacht haben.“

„Ich?“

„Die Dame konnte bei der Wahl Ihres Plazes, Ihrer stetigen Anwesenheit und den Bliden, die Sie stets nach der gegenüberliegenden Loge warfen, wohl auch nichts anderes vermuten —“

„Als daß ich in sie verliebt sei?“ warf der Russe eigentümlich berührt ein.

Doktor Leutental nickte. „Der Oheim des Fräuleins drängte

auf Festsetzung des Hochzeitstages, während sie selbst ihren Verlobten immer kühler behandelte. Dieser ahnte die Wahrheit und machte ihr Vorwürfe. Darauf wurde sie krank, und die Hochzeit mußte aufgeschoben werden. Es heißt sogar, sie habe ihren Onkel um nochmalige Bedenkzeit gebeten.“

„Und was meinte denn der Oheim dazu?“ fragte



Russisches Straßenland: Österreichische Truppen auf unergründlichen russisch-polnischen Wegen.

Ähnliche Erfahrungen machten auch die von Kasan aus in Rußland vordringenden deutschen Truppen. — Phot. Alophot, Wien.

te nun der Russe mit schlecht verhehlter Spannung. „Er ist vernarrt in seine reizende Nichte Ada“, wach der Doktor aus, „und man sagt, er könne ihr keinen Wunsch abschlagen.“

Leidunow befand sich in peinlicher Verlegenheit. So wenig er den wahren Grund seiner beständigen Anwesenheit im Theater, seiner auffallenden Blide nach der Gegenseite gestehen konnte,

so wenig brachte er es auch über das Herz, das fremde schöne Mädchen durch eine einfache Ableugnung, die vielleicht nicht einmal ehrlich gewesen wäre, schmerzlich zu enttäuschen.

Da er schwieg, nahm der Chemiker wieder das Wort. „Jedenfalls werden Sie begreifen, daß Herr Buchner schließlich nichts anderes übrig blieb, als den Versuch zu machen, Sie von Ihrem gefährlichen Plaze zu verdrängen.“

„Ober mich aus der Welt zu schaffen“, lächelte ironisch der Russe. „Leider war seine Ungeübtheit in den Waffen hierzu wenig geeignet.“

„Buchner hatte auf einen Austrag mit Pistolen gerechnet“, bemerkte Doktor Leufental, — „die Annahme Ihrer Bedingung, der er sich nicht entziehen konnte, war ihm daher sehr unangelegen.“

Das Dampfboot, das die Herren nach Wien zurückbrachte, war inzwischen am Franz Josephs-Kai gelandet; Leidunow dankte, sich verabschiedend, den Zeugen für die ihm geleisteten Dienste.

Auf den Lippen Ernst Eschers schwebte noch eine zögernde Frage.

„Und was, mein Herr, gedenken Sie jetzt zu tun?“ Der Russe verbeugte sich kühl und höflich. „Was ich bisher getan habe. Es tut mir leid, — aber meinen Platz kann ich um irgendwelcher fremder Rücksichten willen nicht aufgeben.“ —

Einerseits froh, der befürchteten Entdeckung entgangen zu sein, fühlte sich Wladimir andererseits doch bedrückt.

Warum drängte sich das Bild des schönen Mädchens aus der Voge als etwas ganz Neues, als ein Drittes in seine Gedanken, die bisher nur zwei Dinge beherrscht hatten, die Erinnerung an die Geliebte und die Rache für ihren Tod, der jetzt nach fast drei Jahren immer noch ungeführt war!

Wollte das Licht des Lebens den Schatten des Todes verdrängen? Das sollte nicht gelingen. Sein Herz war ja erkorben, seiner zweiten Leidenschaft mehr fähig. Aber ein seltsames Gefühl war es doch, von einer Fremden, mit der er nie ein Wort gewechselt, und deren Schönheit gleichwohl sein Auge gefesselt, einem bezaubernden Mädchen, das von seinem Leben so wenig wußte, wie er von dem ihren, sich geliebt zu wissen.

Das Seltsame der Situation ließ ihm keine Ruhe. Auch die Photographie Marias, die er wieder aus dem Fache des Schreibtisches holte, wollte dagegen nicht helfen. Der Einsamkeit seines Zimmers überdrüssig, beschloß er, draußen Zerstreuung zu suchen.

Raum hatte er den Rännterring betreten, als seine Hand sich krampfhaft ballte, seine Augen drohend ausflüsten.

Der Wagen des Generalpräfecten rollte mit der gewohnten hastenden Geschwindigkeit an ihm vorbei. Er kannte das leichte, stets geschlossene Gefährt genau, denn in den ersten Tagen nach seiner Ankunft, da er sich über die Ausführung seines Planes noch unsicher war, war er wiederholt bei der Wohnung des Verhafteten umhergeschlendert.

Aber die beobachtenden Blicke anderer belehrten ihn bald über das Gefährliche seiner Promenaden. Offenbar war das Haus fortwährend von Geheimpolizisten bewacht, die unauffällig teils als Reiter, teils als Radfahrer auch seinem Wagen vorausritten oder folgten. Nie legte Gortschenko auch nur den kleinsten Weg zu Fuß zurück, und so sah Wladimir rasch die Unmöglichkeit ein, die geplante Tat jemals auf der Straße auszuführen.

In andere Häuser, die der Präfect betrat, konnte er sich ebenfalls, ohne Verdacht zu erregen, keinen Zutritt verschaffen, und so blieb das Theater, das, wie er wußte, Gortschenko von Zeit zu Zeit besuchte, die einzige Stätte, welche die Begehung des Attentats ermöglichte.

Heute aber war wiederum nicht daran zu denken, denn es fiel dem jungen Russe ein, in der Zeitung gelesen zu haben, daß der Generalpräfect am Sonntag beim Freiherrn von Anninghaus im benachbarten Mödling für ein am Abend stattfindendes Familienfest zu Gast geladen sei. Wahrscheinlich befand er sich soeben auf der Fahrt dorthin, und so konnte er, ohne eine Gelegenheit zu verpassen, frei über den Rest des Tages verfügen.

Mit dem nächsten Wagen der Straßenbahn fuhr er nach dem freundlichen Rusdorf hinaus. Der Bodkeller des Hofbräuhauses übte hier wie an jedem Feiertag seine gewohnte Anziehungskraft auf Einheimische wie Fremde. In dem großen, schattigen Garten konzertierte die Militärkapelle der fezzgeschmückten Bosnawien, aber Wladimir hörte kaum darauf und ließ sich an einem entfernt stehenden leeren Tische nieder. Das Krügel hellen Bieres, das der Kellner vor ihn hinstellte, bezahlte er gleich, denn er war kein Trinker und froh, unter dem grünen Laubdach der Kastanien ungestört zu bleiben.

Traumverloren irrte sein Auge über die Reben, die lieblich grügend am Hange des Rusberges sich entlang zogen. Durch einen Ring von qualmenden Schloten sah die gewaltige Kaiserstadt mit all ihren Thürmen herüber und über die weite Niederung der Donau, die drei mächtige, eiserne Brücken überspannten, über die zahlreichen Arme des Flusses, die grünen Inseln und

die fruchtbaren Wiesen schriebe das Auge ungehindert bis zu den Allen und Wäldpartien des Praters, aus denen weithin sichtbar die Ausstellungskotunde aufstragte.

Unwillkürlich drängte sich ihm der Gegensatz auf zwischen der riesigen, von fieberhaftem Leben erfüllten Weltstadt und seiner einsamen, unbeachteten Persönlichkeit. Heute noch. Aber wie anders war es vielleicht schon nach wenigen Tagen, wenn er Maria gerächt!

Ein schmerzlich bitteres Lächeln wedte die Vorstellung auf seinem Gesichte. Dann würde sein Name im Munde von Hunderttausenden sein, man würde sich um die Zeitungen reißen, die Näheres brachten, und auch die tote Geliebte würde noch einmal auferstehen und in den Gedanken ungezählter Menschen leben, die zuvor von ihr weder gehört noch gewußt.

Die Tat, — das war das Uргewaltige, das in Sekunden das Aussehen einer Welt verwandelte, sie mit neuem Inhalt erfüllte.

Betroffen sah er auf.

Ein Schatten war mitten in das über den Tisch spielende Sonnenlicht gefallen, der Schatten eines hochgewachsenen, jugendlichen Mannes, der, ihn aufmerksam betrachtend, auf dem kieselbestreuten Wege stehen geblieben war. Frohe Überraschung malte sich auf seinem offenen, leicht gebräunten Gesichte, dessen etwas abgestumpfte Nase, zusammen mit dem hellblonden Schnurrbart, dem kühlen Blau der Augen und den starknochigen Wangen slavischen Typus verriet.

„Wassili Meroleff!“ In dem Ausruf des jungen Russen lag mehr verlegenes Erstaunen als herzliche Freude über das unerwartete Wiedersehen.

„Also kennst du mich doch noch? Eine ganze Weile schon habe ich dich vom Nachbartische angesehen, ohne daß du es merkest.“ „Ich dachte wahrhaftig an alles eher, als —“

„Als mich in Wien zu finden“, meinte lachend der Maler und setzte sich ohne weiteres an Wladimirs Tisch.

„Bin auch erst vorgestern von Paris gekommen und hatte keine Ahnung, hier einen alten Petersburger Schulfreund zu treffen.“

Wohl waren sie auf der Schule die besten Freunde gewesen, aber damals als die Katastrophe eingetreten, die Wladimirs ganzes Denken und Trachten verwandelte, hatte Meroleff bereits Petersburg verlassen, um als vermögender, freier Künstler die Welt zu bereisen, und von dem Vorgefallenen vielleicht nicht einmal Kunde erhalten. In diesem Falle war es das Beste, er schwieg darüber, denn Wassili, der Sohn eines patriotischen Gutbesizers, war stets von streng konservativer, den Bestrebungen der Nihilisten feindlicher Gesinnung gewesen und durfte von dem Vorhaben, das ihn nach Wien geführt, nichts erfahren.

Zu seiner Beruhigung bestätigte Meroleff sogleich seine Vermutung, denn er begann harmlos von allerlei Jugenderinnerungen zu plaudern und sich nach den späteren Erlebnissen des Freundes zu erkundigen.

Wladimir erzählte nur, daß er seine medizinischen Studien aufgegeben, sich gegenwärtig mehr für technische Wissenschaften interessiere, und daß das Bestreben, sich weiter im Ingenieurwesen auszubilden, ihn vor kurzem nach Wien geführt habe. „Und was treibst du, alter Junge?“ schloß er seine vorsichtig zurückhaltenden Mitteilungen.

Wassili Meroleff lachte. „Ich male und komme überall zu spät.“

„Zu spät. Was meinst du?“

„Bei den schönen Frauen.“

Leidunow sah ihn ungläubig an. „Mit deinem Frohsinn, deinem Gelde und deiner stattlichen Erscheinung? Ich denke, da müßte es leicht sein, Herzen zu erobern.“

„Wenn man nicht ein ausgesuchtes Pech hat, wie ich. Du mußt nämlich wissen, daß es sich nicht um eine Spielerei handelt. Ich habe ernstlich vor, mir eine Frau zu suchen.“

„Und darum bereist du die ganze Welt?“

„Nach dem Grundsatz, alles zu prüfen und das Beste zu behalten.“ Wassilis Augen folgten sinnend den blauen Ringen seiner Zigarette. „Ja, ja, die Sache ist nicht so leicht. Ein paarmal schon glaubte ich mich nahe dem Ziele, in Madrid, in Rom, in Brüssel und Paris. Aber immer wieder zerfloß alles in Rauch, wie bei einer feinen, duftigen Zigarette. In den Herzen, die ich anbetete, war stets schon ein anderer eingezogen. Ich kam zu spät.“

„Und nun willst du dein Glück an der blauen Donau versuchen?“

„Natürlich. Was ich bis jetzt gesehen, macht mir freilich wenig Hoffnung.“

„Die Wienerinnen gefallen dir nicht?“ Wladimirs Frage klang gleichgültig. Seiner ganzen Gemütsstimmung lag diese Unterhaltung nur wenig. Nur gezwungen führte er sie fort, um durch seine Interesslosigkeit sich nicht verdächtig zu machen.

Der minnefehnende Maler schien denn auch nichts zu merken. Er verzog das Gesicht, als ob er mit der Zunge schmalzen wollte. „Weißt du, — es wird da immer so viel Aufsehens gemacht von

der königlich stolzen, schlanken Gestalt, den verführerischen Augen, der Grazie und Anmut der Wienerinnen, daß sie mit Reiz als das Ideal alles Weiblichen erschienen sind. Wo aber sind die Vertreterinnen desselben zu finden? Seit den zwei Tagen, die ich auf den Straßen herumwanderte, habe ich noch nichts davon entdecken können. Mittelgroße Figuren, Haar ohne bestimmt ausgesprochene Grundfarbe, halb deutsch, halb slavisch, nette, freundliche Gesichter, — aber das ist auch alles, — im übrigen eine Mißgrasse —

„Wie heutzutage in allen Weltstädten“, fiel ihm Leidunow ins Wort. „Aber doch nur im allgemeinen. Im einzelnen tust du den Wienerinnen unrecht. Denn in der Tat gibt es noch Mädchen hier, wie du sie suchst, von einer Schönheit, die ebenso eigenartig als blendend ist.“

Er mußte an Ida Genetius denken. Was für eine törichte Laune des Schicksals das wieder war! Ihm, dem Todgeweihten, fiel die Zuneigung eines so herrlichen Geschöpfes, wie es der Freund ersahnte, von selber zu, ohne daß er nach ihrer Liebe verlangte oder sie erwidern konnte. Wie gerne würde er sie dem andern überlassen haben, hätte er damit ihrer beider Glück begründen können.

Gespannt hatte Meroleff aufgehört. In seinen mandelförmigen Augen leuchtete es von halb wehmütiger, halb hoffender Sehnsucht. „Du Glücklicher kennst solch eine?“

„Vielleicht“, wich Wladimir aus, — „und vielleicht läßt der Zufall auch dir noch irgendeine lebendige Verkörperung deiner Traumbilder begegnen. Wie lange gedenkst du übrigens hier zu bleiben?“

Wassili ahnte weder den Grund der Frage, noch die Wichtigkeit, die seine Antwort für den Freund hatte.

„Nun, so lange, bis ich mein Abenteuer bestanden“, entgegnete er leichtsin. „Zweiterlei ist ja nur möglich. Entweder, ich erlinge endlich das Gesuchte und führe mein Weib in die alte Heimat, nach der es mich doch schon lange zurückzieht, — oder es geht mir auch hier wie anderswo, ich komme zu spät, und muß wie Ahasver, der ewige Jude, meine Wanderung nach fernen Ländern fortsetzen.“

„Ich wünsche dir von Herzen das erstere“, sagte Leidunow mit trübem Lächeln und stand auf.

Gemeinsam lehrten die beiden in die Stadt zurück und verbrachten den Abend zusammen in verschiedenen Restaurants und Kaffeehäusern. — Aber Meroleff fand nicht, was er suchte und Wladimir war heimlich froh darüber, daß er erklärte, in den nächsten Tagen seine Entdeckungsreisen in der Stadt auf eigene Faust fortsetzen zu wollen. Am Theater, für das er selbst zu schwärmen vorgab, hatte jener wenig Interesse, und als sie zu später Stunde schieden, mußte Wladimir nur versprechen, den Freund so bald als möglich in seiner Wohnung aufzusuchen.

Am nächsten Abend saß Leidunow wieder auf seinem abonnierten Plaze im Theater. Man gab „Wilhelm Tell“, aber das Schillerische Schauspiel hatte an dem schönen Abend das Haus nur schwach gefüllt.

Mit geringer Hoffnung war der junge Russe gekommen. Was hatte der blutige Senker bei dieser Verherrlichung der Freiheit zu suchen; bei diesem glorreichen Siege der Geknechteten, der ihm nur Furcht und Grauen einflößen konnte!

So war seine Enttäuschung wenigstens nicht allzu groß, als er die Fremdenloge fast leer bleiben sah und der Generalpräsekt auch heute dem Theater fern blieb.

Eine andere aber kam, und Wladimir konnte sich einer geheimen, freudigen Genugtuung darüber nicht erwehren. An der Seite der älteren Dame, die wohl eine Tante oder sonstige Verwandte sein mußte, sah er wie immer Fräulein Genetius, während der Sohn des Züricher Seidenfabrikanten fehlte. Natürlich, — so leicht auch seine Wunde war, einige Tage würde er immerhin das Bett hüten müssen, und im übrigen hatten also seine Sekundanten die Wahrheit gesprochen.

Unmöglich konnte die junge Dame den Schweizer lieben, — ja auch das formelle Verlöbniß mußte so gut wie gelöst sein, denn anders wäre ihr heutiges Erscheinen im Theater undenkbar gewesen.

Daß ihr aber der Zweikampf nicht unbekannt geblieben, daß sie wußte, um was es sich gehandelt, das sagte ihm der einzige, kurze Blick, den er aus ihren Augen erhaschte. Gleich nachdem sie in die Loge getreten, sah sie herüber, als wäre der Plaz, den er einnahm, das Einzige, was sie im ganzen Hause interessierte. Ein rasches, dankbares Aufleuchten der schwarzen Augen war alles, was er wahrnahm. Aber es sagte ihm genug. Nachher vermied sie geßfentlich, seinem Blicke wieder zu begegnen, und teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen der Bühne und der Unterhaltung mit ihrer Begleiterin.

Auch Wladimir folgte heute mit ganzer Seele dem Spiel, dem er an anderen Abenden kaum Beachtung geschenkt. Die Wucht der Dichtung riß ihn hin, und um so williger überließ er sich ihrer

Wirkung, als er mit Gewalt jeden Gedanken an sein schönes Gegenüber unterdrücken wollte. Was kümmerten ihn die Augen der Lebenden, so lange noch die der Toten wartend und harrend aus dem Grabe auf ihn gerichtet waren?

Als wären es seine eigenen, so klangen die Worte des Schweizer Freiheitshelden in seinem Innern wieder. Ja auch er wollte seinem Lande ein zweiter Teil sein. Gortschenko oder Gessler, — Tyrann war Tyrann, und die hohle Gasse wartete ihrer aller. Mochte man ihn nachher zum Galgen schleppen oder dorthin weisen, wo weder Mond noch Sonne ihn beschien, — einer der Verhafteten war doch weniger, und er hatte nicht umsonst gelebt!

So träumte er noch fort, als schon der Vorhang nach dem vierten Akte gefallen war, und erst die leisen, unverständlichen Worte, die ihm der eingetretene Logendiener zuflüsterte, rissen ihn jäh aus seiner eingebildeten Welt.

Als er sich umwandte, war der Mann schon wieder gegangen, in seiner Hand aber fühlte er ein kleines, zusammengefaltetes Papier. Verwundert betrachtete er unterhalb der Brüstung das matt rosafarbene Kuvert, das mit braunem Goldlad gesiegelt war. Der Abdruck des Petschafts zeigte keine Initialen, nur einen Blütenkranz und in der Mitte ein Kreuz.

Seltam. Das ganze sah doch aus wie ein Liebesbrief. Sollte die Genetius? — Der Gedanke, daß sie jetzt, nachdem er sie wider seinen Willen befreit, ihn so aufdringlich mit ihrer Liebe verfolgte, berührte ihn peinlich.

Unwillig erbrach er das Schreiben. Keine Anrede, — keine Unterschrift. — Nur wenige Zeilen starrten ihn an. Aber das, was er las, genügte, sein Gesicht mit jäher Blässe zu bedecken.

„Seien Sie auf der Hut. Sie haben Feinde in der Stadt, die Sie verfolgen, jeden Ihrer Schritte beobachten. Jemand, der es gut mit Ihnen meint, hält es für seine Pflicht, Sie zu warnen.“

Ebenso rasch, wie ihn der Schrecken befallen, hatte Leidunow seine Geistesgegenwart wieder gewonnen. Ruhig, als handelte es sich um die gleichgültigsten Dinge, schob er das Papier in die Tasche. In seinem Innern aber tobte ein Sturm quälender, widerstreitender Gedanken. — Von wem konnte die Warnung kommen, wer wußte außer ihm um sein furchtbares Geheimnis! Doch nur die Freunde in Rußland. Sollte einer von ihnen zum Verräter geworden sein? Undenkbar. —

In Wien selbst also hatte man seine Pläne erraten. — Im Geiste ging er alle die wenigen, flüchtigen Bekanntschaften durch, die er in der Stadt gemacht. Meroleff? Das war ausgeschlossen. Der hatte ja keine Ahnung, was ihn hierher geführt.

(Fortsetzung folgt.)

Königin Siebe.

Novelle von Klara Grundmann, Lommahsch.

(Nachdruck verboten.)

Erster Mobilmachungstag, der zweite August! Ein Radfahrer war's, der die große Neuigkeit der jungen Herrin des Elenhainer Rittergutes zurief, die sich im Park in der Nähe des Gitters befand, an dem er, die Mühe schwenkend, vorüberblitzte.

Erster Mobilmachungstag, der zweite August! Sie hatte sie ganz richtig verstanden, die bedeutungsvollen fünf Worte, und dennoch sah sie dem Davonschießenden mit einem Gesichtsausdruck nach, der deutlich verriet, daß sie ihrem guten Gehör gerade in diesem Falle nicht völlig vertraute. Doch nur einen Moment währte dieser Zustand. Ihre Ohren hatten sie nicht getäuscht, sagte sie sich gleich.

Also Mobilmachung! — Großer Gott! — So war es also wirklich so weit gekommen. Nach den letzten Tagen der Ungewißheit, wo die Bedeutung des Wortes „Krieg“ das ganze liebe Deutschland in Aufruhr gebracht, wo man stündlich darauf gefaßt sein mußte, daß der Kaiser seine Getreuen zu den Waffen rief, da war es eigentlich gar nicht zum Verwundern, wenn es nun Tatsache geworden.

Krieg ... Frau Christa Burggraf bückte sich, um die dunkelroten Rosen aufzuheben, die sie vorhin abgeschnitten, und die ihr dann vor Schreck über das Gehörte aus den Händen geglitten.

Ihr Mann war nicht daheim. Er weilte in der Stadt. Aber jeden Augenblick konnte er heimkommen. Sie wußte, er mußte als einer der ersten mit fort. Also würde er sie morgen verlassen. Sie und das Kind, das erst zwei Monate alt war.

Hinter einer Taxushecke stand ein schneeweißer Kinderswagen. Die junge Frau erhob sich und begab sich zu ihrem kleinen Sohn. Zärtlich bückte sie sich über den kleinen Schläfer. Wie gut, daß er getauft ist, dachte sie.

Gestern hatte die Taufe stattgefunden. Und morgen zog sein Vater ins Feld ...

Sie hatte ihren Gatten vor vier Jahren geheiratet. Nicht aus Liebe, sondern weil die Eltern es dringend gewünscht. Der

Mitternachtsbesuch Otto Mitternachts war ihr zu provokativ gewesen. Ein zu nachteurer Charakter. Doch die Eltern wollten es eben ... Ein tüchtiger Landwirt war er, ihr Mann. Auch ein schmuder Reserveleutnant. Groß, stark, blond.

Ihre Eltern besaßen gleichfalls ein Rittergut, das nicht weit von ihrer jetzigen Heimat lag. Von sechs Schwestern war sie die älteste. Brüder besaß sie nicht. — Ihr Gatte dagegen war seiner Eltern, die längst tot, einziges Kind gewesen und alleiniger Erbe des schönen, väterlichen Besitzes.

Vier Jahre währte also nun beider Ehe. Sie waren gut zu einander — und doch standen sie sich innerlich wenig nahe. Sie verstanden einander eben wohl nicht. — Vor zwei Monaten hatte der Himmel ihnen endlich den Stammbalter geschenkt. Christa war überglücklich.

Auch ihren Gatten beglückte dieses Ereignis. Aber es lag nicht in seiner Natur, seine Freude laut zu äußern. Er freute sich im stillen. Seine Frau nahm es für Gleichgültigkeit und fühlte sich verlezt, ohne sich dies jedoch merken zu lassen. Er benahm sich ihrer Meinung nach durchaus nicht als glücklicher Vater.

Bertwandte und Fremde, die das Kind sahen, waren entzückt. Ein Prachtlerchen nannte man es allgemein. Nur aus ihres Gatten Mund hatte sie noch kein einziges Rosewort über seinen kleinen Sohn gehört. Daß ihr Mann das Kind des öfteren fast anbetend betrachtete und küßte, wenn sie es nicht sah, ahnte sie nicht.

Frau Christa betrachtete noch immer ihr Kind. — Die Luft war weich und warm. Kein Blättchen an Baum und an Strauch ringsum rührte sich. Da, melodische Töne! — Das Abendglöcklein der nahen Dorfkirche. Dann noch ein anderer Ton, ein recht unschöner. — Der Ruf einer Autohupe. Ihr Gatte lehnte heim. Wenige Minuten später erschien er in dem Park. „Christa!“ rief er von weitem. „Der Kaiser hat Mobilmachung befohlen!“

Sie nickte. — „Ich weiß es.“ Er kam näher. „So, du weißt es schon?“ Als sie schwieg, fuhr er fort: „Morgen früh muß ich mich stellen. Und dann auf, auf ins Feld! Deutschland soll, Deutschland muß siegen!“

„Das gebe Gott!“ sagte die junge Frau. Dabei wandte sie sich dem eben erwachenden Kleinen zu. Ob er sich leicht von Frau und Kind trennt? dachte sie. Auch er trat an den Wagen; sie sahen beide auf den kleinen Kerl. Nahrung wollte sich seiner bemächtigen beim Anblick seines Zungen. Doch zwang er sie nieder. Und da Klein-Otto unruhig wurde, bemerkte er anscheinend ganz gleichgültig: „Er wird Appetit haben; gehen wir hinein.“

Am nächsten Tag war Christas Mann schon vor vier Uhr auf. Die ganze Nacht durch hatte er kein Auge geschlossen. Zweierlei Gefühle beherrschten ihn. Er fieberte darauf, seinen Mann zu stellen draußen im Felde. Sein sonst so ruhig fließendes Blut wallte stürmisch in ihm. Heilige Begeisterung einerseits — auf der anderen Seite ein wehes Gefühl bei dem Gedanken an den Abschied von Frau und Kind. Wenn er fiel, — ob Christa ihn dann wohl schmerzlich vermissen würde? Würde sie dem Kinde, wenn es heranwuchs, dann oft von seinem Vater erzählen, der im Dienst fürs Vaterland gestorben? ...

Er wurde ganz weich. Doch gleich beherrschte er sich. „Fort mit der Sentimentalität!“ sagte er sich. Kopf hoch. Stark sein. Der Kaiser ruft ... Es gab für ihn noch viel zu ordnen. Er hatte noch eine lange Besprechung mit dem Inspektor, der fortan das Gut allein betreuen sollte. Eine wirkliche Respektsperson dieser. Im Dienste auf dem Elsenhainer Rittergute ergraut.



Die Schrecken des Krieges: Zerschossener Kirchhof in der flandrischen Ortschaft Passchendaele.



Der Kriegsschauplatz um Warschau: Die stark befestigte Hauptstadt



Nach der Winterschlacht in Raszyn. (Mit Text.)

nehmend vor Christa. — Sein Herz war schwer. Was er sagte, klang rau. Die innere Erregung bewirkte das.

„Leb wohl, Christa, — und auf Wiedersehn!“

„Auf Wiedersehn. Gott sei mit dir, Otto.“

Sie drückten sich die Hand, und er küßte sie schein auf die Stirn. Dann wandte er sich dem Kleinen zu, der im Wagen friedlich schlief. Er bückte sich über das Kind, streichelte sanft das hübsche Köpfchen. Und dann, — dann küßte er es. — Ein, zweimal ...

Christa stand wie erstarrt bei dieser Wahrnehmung. „Es ist das erstemal, daß er den Kleinen küßt“, dachte sie. Daß er es zahllose Male heimlich getan, wußte sie nicht.

Dann kam der erste Moment. Die Trennung von Christa, von seinem Kind. — Der Himmel blaute. Heller Sonnen-

schein. Vor dem Herren- hause hielt der Kraftwa- gen. Laut surrte der Motor. Der Führer sah wartend auf seinem Sitz, bereit, loszu- fahren, um seinen Herrn in die Resi- denzstadt zu bringen.

Drinnen in dem Hzim- mer stand der Ritterguts- herr abschied-

Nun ging er zur Tür. Sie folgte ihm hinaus. Schon stand er neben dem Wagen, im Begriff einzusteigen, da sah er sich noch einmal nach ihr um. Am Hauseingang auf der obersten Treppen- stufe stand sie. Weißgelleidet, das blonde Haar leuchtend im Sonnenlicht. Das sonst so frische Gesicht blaß und die dunkeln Augen voll Tränen ...

Da war er plötzlich wieder bei ihr. „Christa!“ Jubel und Schmerz zugleich klang aus diesem einzigen Worte. Er umfaßte die bebende Gestalt; drückte sie an sich. Leidenschaftlich, stürmisch. Ein paar heiße Küsse brannten auf ihrem Munde. — Dann riß er sich los. Noch ei- nige Sekunden und er fuhr davon.

Bebend vor Glück und Schmerz zugleich ver- harrete Christa auf ih- rem Platz. Was sie so eben erlebt, war so wunderbar süß gewe- sen. Befriedigend, aber auch erschütternd. Im Augenblick der Tren- nung, die eine fürs Le- ben sein konnte, hat- ten sie beide erkannt, daß sie sich liebten. O, sie liebte ihren Mann. Jetzt wußte sie's. Tief, unsagbar ... Und er sie? Wohl ebenso tief. Seine Küsse, die Art, wie er sie an sich drück- te, verrieten es ihr.

Endlich kehrte sie ins Haus und zu dem Kind zurück, das sie genau so andächtig streichelte und küßte, wie vorhin ihr Mann es getan.

An den nächsten Mobilmachungstagen mußten die meisten der Knechte fort. Nur die noch nicht wehrpflichtigen verblieben. — Die Ernte war in vollem Gange. An helfenden Händen fehlte es keineswegs,

dagegen an Pferden, den treuen Mitar- beitern. Zehn Stück mußerte man aus. Chri- sta empfand in- niges Mitleid mit den guten Tieren, als man sie fortführte. Die Menschen, dachte sie, wis- sen wenigstens, wohin sie gehen. Die Pferde aber ahnen es nicht.

Man hatte so- gar die Kutsch- pferde nehmen wollen. Aber das hatte sie nicht geduldet, weil sie diese be- sonders liebte. Doch ob man sie ihr für im- mer lassen wür- de. Bei vorhan- demem Bedarf, meinten die Herren, müsse man doch wie- derkommen.

Dankbar an- erkennen mußte man, daß Gott beständig das ideale Ernte-



Generalmajor Max Ritter von Hoen.

Kommandant des österr.-ungar. Kriegspressequartiers. (Mit Text.)



von Russisch-Polen, einer der Hauptstützpunkte der russischen Stellung.

wetter gab. So kam der reiche Erntesegen schließlich restlos unter Dach und Fach.

Der August ging zu Ende. Christa hatte bisher von ihrem Gatten nur Karten bekommen. Heute erhielt sie den ersten Brief. Mit klopfendem Herzen begann sie zu lesen. Liebe Christa! Einige Sekunden hastete ihr Blick an diesen zwei Worten. Dann glitt er weiter; überslog die Einleitung, die den Dank für ein ihm von ihr gesandtes Paket mit Wäsche und Schuhen, sowie einer kurzen Mitteilung über ihr und des Kindes Ergehen enthielt. Darauf erzählte er von den schweren Gefechten, den schönen Siegen, und pries die Leistungsfähigkeit der Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser, denen eine Festung, ein Fort nach dem andern zum Opfer fiel. Schließlich teilte er noch über sich selbst mit, daß er sich gesund befinde und unverletzt sei, obgleich man ihm schon einmal den Helm vom Kopfe geschossen. Ganz zuletzt noch die herzlichsten Grüße und als Unterschrift ein einziges Wort: „Otto“.

Enttäuscht ließ Christa das Briefblatt in den Schoß sinken. Nach der Art des Abschieds hatte sie erwartet, er werde ihr liebevoller schreiben. — Den Feldpostbrief, der ihm von ihrer großen Liebe zu ihm erzählt, erwähnte er überhaupt nicht. — Oder hatte er ihn gar nicht erhalten? — Aber auch dann hätte er liebevoller schreiben können. Sie glaubte übrigens fest, daß er ihn bekommen. Vielleicht war ihm ihre Offenheit peinlich. Mitleid hatte ihn wohl nur zu ihr zurückgetrieben und ihn gedrängt, sie fest in seine Arme zu nehmen. Nicht Liebe. — Der Anblick ihrer Tränen hatte letzteres wohl in ihm geweckt. Ihr Stolz lohnte empor. Sie schämte sich. — Reismäht. — O, daß sie sich auch gar nicht in der Gewalt gehabt damals. Die Angst ihn zu verlieren, hatte sie zu mächtig gepackt ...

Nun, — ihre künftigen Briefe an ihn sollten kein Wort von Liebe wieder enthalten. Formell sollten sie sein, wie die seinen es waren. Sie drängte ihm ihre Liebe nicht auf. Niemals.

Es pochte und ihre Schwester Else, die die Mutter ihr vor acht Tagen geschickt, damit sie bei ihr bleibe während ihres Mannes Abwesenheit, trat ein.

„Ach, Christa!“ rief sie interessiert, „hast du einen Brief von Otto? Darf ich ihn lesen?“

Die junge Frau nickte nur. Und gleich bemächtigte sich Else des Schreibens, das sie aufmerksam las.

„Ein richtiger Eiszapfen, dein Mann“, meinte sie ganz empört, nachdem sie gelesen. „Man sollte meinen, er müßte Sehnsucht nach dir und dem Kinde haben. Aber kein Wort steht davon in dem Brief. Da solltest du jene Briefe lesen, die Fred an Martha schreibt. Ja, die liest man viele Mal. In allen herrscht der wärmste Herzenston vor. Liebe und Sehnsucht. Und wieder Liebe und Sehnsucht!“

Martha war die zweitälteste der sechs Schwestern und mit einem Amtsrichter verheiratet, der gegenwärtig auch im Felde weilte.

„Die Charaktere sind eben verschieden“, sagte Christa achselzuckend, „mein Mann ist kein Freund davon, schöne Worte zu machen.“

Das Thema war ihr peinlich. Sie mußte der Schwester ja recht geben, doch tat sie dies nur im stillen.

„Ein Eiszapfen ist er eben“, beharrte Else. Und ohne zu ahnen, daß ihre Worte für Christa eine Qual bedeuteten, schalt sie ärgerlich weiter:

„Eure Ehe ist überhaupt nicht so, wie sie sein sollte. Gerade so, als machtet ihr euch eines aus dem anderen nichts. — Na, ich danke. Wenn ich mal verheiratet bin, darf es nicht so kühl hergehen. Da muß die Liebe regieren. Einzig die Königin Liebe!“

Christa entsaltete in der nächsten Zeit eine fieberhafte Tätigkeit. So gelang es ihr wenigstens einigermaßen, den Schmerz zu betäuben, den ihr die erlittene Enttäuschung bereitete. — Sie stand fest und treu zum Roten Kreuz. An einigen Abenden allwöchentlich kamen die Frauen und Mädchen des Dorfes zu ihr. Man strickte für die Tapferen im Felde. Else ihrerseits machte es Vergnügen, aus alten Glacehandschuhen Tabatsbentel zu nähen, die sie dann mit Fähnchen und Wappen bemalte. Reizend waren sie und wohl geeignet, das Herz eines tabakliebenden Vaterlandsverteidigers zu erfreuen.

Die Zeit entfloß. Wenn Christa ihrem Manne schrieb, geschah es in freundlichem, kameradschaftlichem Ton. Von ihm hatte sie seit jenem Feldpostbrief nur Karten erhalten. Karten in Menge. Sie alle enthielten irgendeine Ansicht bedeutender Gebäude oder sonstiger Sehenswürdigkeiten der eroberten Städte.

Eines Tages nahm man Christa auch ihre Lieblingspferde. All ihr Bitten, ihr nur diese zu lassen, half nichts. — Selbst die neuen Pferde, die der Inspektor als Ersatz für die zuerst Verlorenen angeschafft, mußte man hergeben. Der Inspektor war wütend, und nun kaufte er eine Anzahl Gangochsen.

An Else hatte Christa eine recht verständige Gefährtin. Ihre stets muntere Art gefiel ihr. So war doch wenigstens noch ein Menschenkind froh im Hause. Das weibliche Personal, von der

Wirtschafterin an bis herab zum kleinen stüchenmädchen, hingen ausnahmslos die Köpfe. Alle bangen um irgendein geliebtes Leben, das sie draußen wissen im Felde. Nur wenn Else in ihrer offenen Art auf Otto schalt, dem sie, seit sie seinen Brief gelesen, den Spinnnamen „Eiszapfen“ gegeben, wurde Christa ungeduldig, fast böse.

Eines Tages stürmte Else, die neueste Nummer einer illustrierten Zeitschrift in den Händen, ins Kinderzimmer, wo Christa um den Kleinen beschäftigt war.

„Sieben Ritter des Eisernen Kreuzes!“ rief sie begeistert, „und dein Mann mitten darunter. Da sieh!“

Daß Christas Mann für hervorragende Tapferkeit vor dem Feinde mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, wußte man bereits seit einer Woche. Und nun konnte man auch sein Bild in den Zeitschriften sehen.

Christa nahm das dargebotene Geste.

Lange schaute sie auf das Bild ihres Gatten. Ein paar Tränen glänzten an ihren Wimpern. Sie vergegenwärtigte sich die Gefahr, in der wohl sein Leben geschwebt. Das stimmte sie weich. Sie hatte ihn ja so lieb und wäre außer sich gewesen, hätte sie ihn verloren, obgleich er keine Liebe für sie empfand.

Hätte die junge Frau gewußt, daß ihr Mann gleich ihr schwer litt, weil er wußte, sie liebe ihn nicht! Auch er hatte nach der Art des Abschieds erwartet, sie werde ihm anders schreiben. Jenen Brief von ihr, darin sie ihm offen und rückhaltlos ihr Herz ausgeschüttet, ihn hatte er nicht erhalten. — Was er von ihr gelesen, klang kühl, freundlich. So schrieb er in gleichem Ton. — Sie vernachlässigte ihn zwar nie. Sie sorgte aus der Ferne für ihn mit einer Aufmerksamkeit, die gewiß ihresgleichen nicht fand. Alles, von dem sie wußte, er aß es gern, schickte sie ihm. Doch eines ließ sie ihn entbehren. Etwas, wonach ihn mit heißer Sehnsucht verlangte, — die Liebe ...

Wieder vergingen Wochen. Die Zeitungen meldeten die schönsten Siege des deutschen Heeres. Die Gloden der Stadtkirchen jubelten die Eroberung Antwerpens ins herbstliche Land. Fahnen wehten.

War das Wetter bisher meist trocken gewesen, so öffnete der Himmel mit einem Male seine Schleusen. Der Regen klatzte an die Fenster Scheiben, während man abends stridend beisammen saß. Man dachte der Krieger im Felde.

„Eine Eisennatur gehört dazu, wenn sich einer da nicht auf den Tod erkälten soll“, meinte eine schlichte Bauernfrau und strickte doppelt eifrig.

Christa dachte besorgt an ihren Gatten. Er besaß zwar eine gute Natur; dennoch hatte sie Angst, daß ihm die Kälte schaden könne.

Zu Ende November erhielt sie von einem Kameraden ihres Mannes einen Brief. Zunächst teilte ihr dieser etwas sehr Schönes mit. Ihr Gatte hatte sich dem Feinde gegenüber zum zweitenmal äußerst tapfer und todesmutig gezeigt, wofür ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen worden, nachdem seine Beförderung zum Oberleutnant vorausgegangen und er Kompagnieführer geworden, da der Hauptmann gefallen. Was dann aber folgte, erschreckte Christa. Ihr Mann lag im Lazarett in Lille. — An Typhus erkrankt. — Und sie konnte nichts für ihn tun. Sie war außer sich ...

Weihnachten war nahe und noch immer lauteten die Berichte des ihn behandelnden Arztes und der ihn pflegenden Schwester ernst. Endlich schrieb ihr der Arzt, ihr Gatte befinde sich auf dem Wege der Besserung. Sei er erst so weit hergestellt, daß er die Reise in die Heimat unternehmen könne, so sei ihm ein längerer Erholungsurlaub sicher. Ihr werde es dann ganz bestimmt gelingen, aus ihm wieder das zu machen, was er vordem gewesen.

Die junge Frau faltete im Aufblick zu Gott dankerfüllt die Hände. Wenn er erst da war, dann wollte sie schon dafür sorgen, daß er wieder kräftig und stark wurde. — Am nächsten Tag erhielt sie eine Karte, die ihr Gatte selbst geschrieben. Auch er teilte ihr mit, daß es ihm besser gehe. Und schüchtern, ganz schüchtern äußerte er den Wunsch, sie möge ihm ihr und des Kindes Bild schicken. Der Junge müsse mit seinen sieben Monaten doch schon ein recht strammes Kerlchen sein.

Ein strammes Kerlchen war Klein-Otto denn auch wirklich. Er wuchs wie ein Pilz und gedieh vortrefflich. Im übrigen wurde er täglich mehr und mehr seines tapferen Vaters Ebenbild.

Christa fuhr mit dem Kinde nach der Stadt zu einem Photographen. Acht Tage später hielt sie das fertige Bild in den Händen. Sie zeigte es Else.

„Ah!“ rief diese bewundernd, „wie vornehm das Bild wirkt! Wie eine Prinzessin siehst du aus, Christa, und Dubi gleicht einem reizenden Prinzeßlein. Wenn dein Mann dir vor Freude darüber einen überschwenglichen Liebesbrief schreibt, will ich's ihm reumütig abbilden, daß ich ihn in vergangener Zeit häufig „Eiszapfen“ genannt. Tut er's aber nicht, dann nenne ich ihn auch fernerhin so!“

Der Zufall wollte es, daß Else nach einer Woche die Post-
sachen in Empfang nahm, darunter sich auch des Schwagers
Dankkarte für Christa befand.

„Wirklich nur eine Karte!“ dachte sie empört. „Na, warte nur,
Schwager. Darf ich auch jetzt mit Rücksicht auf Christa meine Mei-
nung über dich nicht laut äußern; kommst du aber auf Urlaub, dann
werde ich nicht zögern, dir zu sagen, daß du ein Eiszapfen bist!“

Christas Herz begann immer laut und stürmisch zu klopfen,
dachte sie an das Wiedersehen mit ihrem Manne. Es war rührend,
mit welcher großer Geduld sie sich mühte, dem kleinen Otto das
Wörtchen Papa sprechen zu lernen. Anfangs wollte das Kind
durchaus ungelehrig bleiben. Das Wort „Mama“ schien dem
Kerlchen viel besser zu gefallen. Else hatte es ihm in letzter Zeit
häufig vorgesagt und er sprach es ganz geläufig. Immer wenn
Christa verlangte, er sollte Papa sagen, brachte er das Wort
Mama heraus. Schließlich aber hatte sie doch Erfolg.

Wenn ihr Gatte heimkam, wußte sie nicht. Es würden noch
viele Wochen vergehen, ehe der Arzt ihn freigab. —

Endlich kam ein Schreiben, daß er sich nun auf die Reise in die
Heimat machen könne, um dort seinen Erholungsurlaub zu verleben.
Die Krankheit hatte ihm tüchtig zugesetzt. Wie schwach und erho-
lungsbedürftig er war, fühlte er erst so recht während der Reise. Er
fuhr nicht bis zur Endstation. Dann hätte er Christa benachrichtigen
und das Auto bestellen müssen. Er wollte sie überraschen. So
ließ er sich durch ein Mietzauto von D. aus nach Hause bringen.

Unterwegs holte er das Bild hervor. „Wie schön sie ist!“ dachte
er. Und wie allerliebste sein Junge. Er malte sich aus, wie un-
beschreiblich schön und beglückend das Wiedersehen mit Christa für
ihn wäre, wenn sie ihn so liebte wie er sie. Er seufzte schmerzlich.
Ihn kränkelte. Das Wetter war feuchtkalt und er war froh, als
das Auto die Chaussee erreicht und nun auf dieser in rasender
Fahrt der Heimat zuslog. Die Blumen zu beiden Seiten waren
wohlbestellt. Der Autofahrer sah es mit Befriedigung.

Knapp vor dem Dorfe ließ er den Wagen halten. Zu Fuß
legte er die kurze Strecke bis zu seinem Besitz zurück. Er strich sich
über die Augen. Sie waren, ohne daß er's gemerkt, feucht ge-
worden. Da lag sein Hof. Sein Heim. Gottes Güte schenkte
es ihm von neuem ...

Er trat durch die Gitterpforte in den Park. Plötzlich lautes
Hundegebell. Ein wahres Freudengeheul. Sein Lieblingshund
Harras hatte sein Kommen bemerkt. In rasenden Sprüngen
kam er herbei. Der feldgraue Held streichelte lieblosend den schö-
nen Kopf des Tieres, es gleichzeitig zur Ruhe ermahnend.

Im Herrenhaus machte sich der Heimgekehrte sogleich auf die
Suche nach Christa. Zunächst fand er sie nicht. Erst als er die
Kinderstube betrat, neben der ihr eigenes Zimmer lag, wußte er,
wo er sie zu suchen hatte. Die Tür zu letzterem stand offen und er
hörte abwechselnd ihre sowie eine Kinderstimme. Er wollte den
Raum betreten, blieb aber wie angewurzelt auf der Türschwelle
stehen. — Das Bild, das sich ihm bot, war so rührend, so lieblich,
daß sein Herz laut zu schlagen begann vor freudiger Überraschung.

Vor ihrem Schreibtisch saß Christa, den Kleinen auf dem
Schoß, und hielt sein, ihres Gatten Bild in der Hand, das sie dem
Kinde zeigte. „Wer ist das hier, Bubi? Sage einmal, wer das
ist“, bettelte sie schmeichelnd.

„Papa“, lallte das Kind.

„Und wie macht es Bubi mit dem lieben, lieben Papa? Rasch
zeig es der Mama, wie sehr lieb du den Papa hast!“

In diesem Ton kann eine Frau nur dann von dem Vater ihres
Kindes reden, wenn sie ihn von ganzer Seele liebt, fuhr's dem
Mutter der zwei Eiern Kreuze durch den Sinn.

„Zeig mir, wie sehr lieb du den Papa hast“, bettelte die junge
Frau von neuem, indem sie dem Kleinen das Bild hinhielt, worauf
dieser nun mit schmauchendem Laut das Mündchen drückte.

Dann drückte sie selbst die roten Lippen darauf, so innig, so
andächtig, als sei das Bild unter dem kalten Glas Fleisch und Blut.
Als sei es Leben ...

Himmelstürmendes Glück erfüllte sein Herz. Jetzt wußte er
genau, sie liebte ihn ... Er rief den Säbel auf den Boden.
Der klirrende Ton gab Veranlassung, daß sie sich erschreckt um-
sah.

„Otto!“ Ein Jubelruf aus tiefster Seele klang ihm war's.
Ohne sich dessen bewußt zu sein, war er ihren Lippen entflohen.
Sie erhob sich rasch; wollte ihm entgegengehen mit dem Kinde.
Aber mit ein paar Schritten befand er sich neben ihr und um-
faßte sie samt dem Kleinen.

„Christa! Junge! Meine einzig geliebten Zwei!“ rief er selig
vor Glück. Heiß küßte er abwechselnd sein Weib und sein Kind.

„Papa! Papa!“ lallte der Kleine dazwischen.

Die Türschwelle aber, auf der vorhin der beurlaubte Vater-
landsverteidiger in stummem Staunen verharrt, war auch jetzt
nicht leer. Ein paar kleine Füße standen dort so still, als seien
sie angewurzelt. Und die Besitzerin dieser Füßchen hieß Else

und war Christas Schwester. Ihr Staunen war grenzenlos. —
Das Herz des Helden da schien wirklich auch die Königin Liebe
zu regieren. — Else hatte nicht übel Lust, sich der Gruppe zu
nähern, um auch ihrerseits einen Begrüßungskuß entgegenzu-
nehmen und gleichzeitig dem Schwager abzubitten, daß sie ihn
in letzter Zeit beharrlich „Eiszapfen“ genannt.

Doch Else besann sie sich, indem sie sich sagte, daß es dazu auch
später Zeit sei. Jetzt wollte sie die beiden in ihrem Wiedersehens-
glück nicht stören. So entfernte sie sich ganz leise. Draußen stieß
sie auf Klein-Ottos Wärterin, die zu ihrem Pflegling wollte.

Doch Else ließ letzteres nicht zu. „Gehen Sie nur vorläufig
wieder dahin, woher Sie eben kommen“, rief sie lachend, „da
drinnen braucht man Sie nicht! Unser Prinzlein hat jetzt an
seiner Mutter und seinem heimgekehrten Heidenpapa genug!“

Else selbst begab sich in ihr Erkerstübchen hinauf, um dort dem
geheimmolzenen Eiszapfen zu Ehren mit mehr Sorgfalt als sonst
Toilette zu machen. Sie war in frohester Stimmung. Ihrer
heiteren Natur zufolge vermochte sie es nicht, sich lange still zu
verhalten. So stimmte sie denn eins an und sang, während sie
die Treppen emporstieg, frisch und begeistert die Nacht am Rhein.

Wenn es in Berlin zwölf Uhr ist.

Wenn die Berliner Turmuhrn die Mittagsstunde verkün-
digen und sich die Straßen mit lärmenden, hastenden
Menschen füllen, hält der Türke sein Mittagsschläschen, ist es
in Italien 4 Uhr nachmittags, und der bezopfte Chinese freut sich
auf den Feierabend. In Kiautschou ist es zu gleicher Zeit
punkt 7 Uhr — das Tageswerk also getan. In Neu-Guinea hat
man bereits das Abendbrot verzehrt, in Japan dämmert es —
sollte dort Hochsommer sein — und auf den Salomoninseln legt
man sich zur Ruhe. Auf den Fidschiuinseln schläft man bereits
den Schlaf des Gerechten, und auf der Insel Needer (Sandwich-
inseln) sowie in Alaska (Westseite) könnte ein Nachtwächter zur
selben Zeit verkünden: „Hört ihr Herrn und laßt euch sagen, die
Glocke hat soeben zwölf geschlagen!“ Auf den Gesellschafts-
inseln ist's aber gerade ein Uhr nachts und die ganze braune
Gesellschaft huldigt dem Schlafe, wenn nicht gerade ein Mond-
scheintanz in Szene gesetzt werden sollte. Auch in San Franzisko
zieht man noch die Decke übers Ohr, wenn's nicht eher zu warm
sein sollte; San Franzisko liegt nämlich dem Äquator so nahe
wie die Insel Malta. Doch gehen wir weiter! Wenn es in Berlin
12 Uhr mittags und in San Franzisko 2 Uhr 50 Minuten nachts
ist, kommt die auf 6 Uhr gestellte Beduhr in Newyork in Tätig-
keit, um die holbe Küchenfee aus dem Schlafe zu rütteln. Die
ersten Semmeln werden hier ausgetragen, die Morgenblätter
verteilt, die amerikanische Maschine setzt sich langsam in Be-
wegung. Zu gleicher Zeit bringt die portugiesische Köchin das
Fleisch zum Kochen in den Ofen, während in der Pariser Hotel-
küche Kartoffeln geschält werden für zeitige Mittagsgäste. So
kommt unsere Erde nie zur Ruhe, und irgendwo gibt's zu jeder
Zeit fleißige Leute, die sich im Schweisse ihres Angesichts rühtig
plagen „solange es Tag ist“.

Fürs Haus

Schultittel.

Einen praktischen originellen Schultittel fertigte ich für ein siebenjäh-
riges Mädchen. Aus schwarzweißgestreiftem gutem Wollstoff wurde ein
Rückenstück zugeschnitten, mit vorn und hinten je 4 eingelegten tiefen
Falten, damit die für ein größeres Kind
nötige Weite entsteht. Nun häfelte ich aus
grober giftgrüner Wolle eine viereckige Passe,
quert 1 feste Masche, 1 Luftmasche um den
gehefteten Saum des Halsauschnittes, darauf
immer 1 Stäbchen, 1 Luftmasche 3 Touren,
und zwar immer Stäbchen auf Stäbchen, so
daß ein Gitter entsteht. Die Eden versteht
wohl jede Dame, die häfeln kann, zu arbeiten.
Den oberen Schluß bilden Pistois. Die Passe
ist so dehnbar, daß das Kleidchen über den
Kopf gestreift werden kann und keinen anderen
Verschluß braucht. Unten erhält der Kittel
einen breiten Saum. Die Ärmel oben und
die Seitennähte werden erst umhäfelt mit 1
festen Masche, 1 Luftmasche und dann werden
die umhäfelten Teile auch noch mit hin und
her gehäfelten Luftmaschen aneinandergefügt,
das sieht besonders originell aus! Den Gürtel,
der mit einer Quaste geschlossen wird, häfelt
man auch aus Wolle, passend zu der gitterartigen Halspasse, und um-
geben von Pistois. Das Kleid eignet sich für kühle Sommertage sowohl
wie als Übergangskleid für den Herbst.

M. M.

Wiegenlied.



Schlafe, mein Kindlein, schlafe,
Schlafe in Frieden ein.
Reise niden die Blumen
Draußen im Abendschein.
Sonne ist untergegangen,
Liegt schon in tiefer Ruh';
Schlafe, mein Kindlein, schlafe,
Schließe die Auglein zu.

Schlafe, mein Kindlein, schlafe,
Ruh auch die dunkle Nacht,
Kommen die Sterne gezogen,
Und dein Mütterlein wacht.
Und die Englein vom Himmel
Wiegen in Träume dich ein.
Schlafe, mein Kindlein, schlafe,
Schlafe in Frieden ein.

Johanna Weisskirch.

Unsere Bilder

Nach der Winterchlacht in Masuren. Links einer der von den Deutschen erbeuteten russischen Lazarettzüge. Rechts ein zum Wegschaffen der Russen infolge des unerwarteten deutschen Vortruges nicht mehr gelang. Unter Kriegsbeute verstehen die Russen zumieist das gesamte Privateigentum der Zivilbevölkerung, wovon die Beutestücke zwischen den Geleisen Zeugnis ablegen. In dem Zug fanden sich ganze Wohnungseinrichtungen, Klaviere, überhaupt alles vor, was sich von der Stelle bewegen ließ.

Der Kommandant des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers, Generalmajor Max Ritter von Hoen. Der Vorstand des österreichischen Kriegspressequartiers wurde kürzlich zum Generalmajor ernannt. Er wurde vom Deutschen Kaiser mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet.

Allerlei

Wach. „Na, Sie leben ja noch, Herr Zinten, ich dachte, Sie wollten sich wegen Ihrer unglücklichen Liebe ins Wasser stürzen?“ — „Ja, denken S' mir, wie ich hin-
komm', ist's zugefroren!“

Falsch verstanden. In einer kleinen Garnison, wo die Krieger während des Winters allwöchentlich einmal baden müssen, bekommt der Oberst von der Verrechnungskammer einen Rüssel, daß für Badezwecke zu viel Seifmaterial angerechnet worden ist. Der Oberst überlegt wütend, wie in Zukunft dem Abel abzuwehren sei. Endlich kommt er auf die Idee, daß man ja nicht jedem Mann einzeln ein frisches Bad zu geben braucht, sondern daß nacheinander zwei, vielleicht sogar auch drei Grenadiere in einer frisch gefüllten Wanne baden können. Und genau dem entsprechend gibt er nun den Befehl aus. — Als er sich am anderen Morgen Bericht über den Verlauf geben läßt, meldet der Feldwebel: „Zu Befehl, Herr Oberst! versucht habe ich es ja — zwei Mann habe ich auch in eine Wanne 'reingebracht, aber von dem dritten Kerl gingen nur noch die Füße 'rein!“

Getrübte Tabakfreunde. Warum sollten die Monarchen nicht so gut wie andere Sterbliche sich am Tabak oder einem Prischen erfreuen? Weltbekannt ist ja das „Tabakstollegium“ des zweiten Preußentönigs, Friedrich Wilhelms I., wo aus langen Tonpfeifen holländischer Knaster geschmaucht wurde. Auch sein Sohn, Friedrich der Große, liebte den Tabak, rauchte aber nicht, sondern war lediglich ein starker Schnupfer. Der tapfere Preußentönig führte stets auf dem Spazierritte, wie auch während seiner vielen Feldzüge seine Schnupftabakdose mit sich, ja in seiner Weste befand sich eine lederne Tasche für kräftigen Schnupftabak. Der Schnupftabak wurde seinerzeit in kostbaren Dosen, die bei den vornehmsten Herrschaften mit Malereien oder Edelsteinen verziert waren, mitgeführt. Solche Schnupftabakdosen, Tabatieren genannt, waren noch bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts ein von Fürstlichkeiten vielfach gegebenes Geschenk für treue Dienste. Damals war das Schnupfen stark in Mode. Das Rauchen des Tabaks ist jedoch viel verbreiteter als das Schnupfen. Kaiser Wilhelm II. raucht gern Zigaretten wie Zigarren. Ofters ist es vorgekommen, daß ein von ihm bei einer Truppenbesichtigung achtlos weggeworfenes Stück Zigarre sofort von dem nächstbefindlichen Zuschauer aufgehoben und dann auch bald an einen dafür empfänglichen Sammler zur Verkauft wurde. Der Kaiser raucht nach einem Diner gern eine schwere Havanna. Zum Rauchen einer solchen Zigarre braucht der Monarch eine halbe Stunde. Der Kaiser besitzt auch eine prächtige Pfeifen-sammlung. Ein starker Zigarettenraucher ist Kaiser Nikolaus von Rußland, denn er raucht täglich dreißig Zigaretten. König Alfons XIII. von Spanien raucht auch mit Vorliebe Zigaretten, ebenso der König Viktor Emanuel von Italien. Der greise Kaiser von Österreich ist von jeher ein leidenschaftlicher Raucher gewesen. Er raucht auch jetzt noch in seinen hohen Jahren gern ein Pfeifchen guten Tabak. König Leopold II. von Belgien brauchte jeden Tag sein Dußend Havannazigarren. Er rauchte

niemals Zigaretten. Der größte Feinschmecker in Zigarren war jedoch König Eduard VII. von England. Er rauchte sehr viel und nur die erstklassigsten Zigarrensorten. Der König erhielt direkt von Havanna die besten Sorten zu seinem Privatbedarfe verarbeitet, und es dürfte nur wenigen Sterblichen möglich sein, die hierfür geforderten Preise zu zahlen. Die kostbarste Tabakspfeife besitzt freilich der Schah von Persien. Sie ist mit seltenen Edelsteinen besetzt und kostet mehr als zwei Millionen Mark. A. M.



Gemeinnütziges

Blumentohl sieht, mit Morcheln garniert, gut aus; um die Schüssel kommt ein dünner Kranz Morcheln; in den Blumentohltopf sind eben falls ab und zu Morcheln zwischen die Blumen zu stecken. Die Morcheln schmort man vorher in Butter weich.

Das Abertöhen von Milch und anderen im Kochen leicht steigenden Flüssigkeiten läßt sich verhindern, wenn der obere Innenrand des Gefäßes etwas mit Butter bestrichen wird. Der siedende Inhalt steigt nur bis dahin.

Petersilienkraut und Petersilienwurzeln lassen sich recht gut gedörrt in den Handel bringen, ohne daß sie von ihrem Aroma einbüßen. Besonders ist das Kraut der farnkrautblättrigen und der krausen Sorten für diese Art der Konservierung geeignet.

Gurken im Gewächshaus pflanze man am besten auf Hügel, welche vorherhand mäßig hoch sein sollen, so daß sich später noch anfüllen läßt. Auf diese Weise bleiben die Pflanzen dauernd gesund, da vermieden wird, daß sich das Gießwasser nach dem Stamm zieht.

Ein Vorzug der Gallenmieser besteht darin, daß die Heimen sehr zahm und zutraulich werden, und daß der Züchter an ihnen auch die geringsten Spuren von Krankheiten bemerken muß.

Selle Belaubung und kleine Blütenstände der Kalla verraten gewöhnlich Wassermangel, der im Frühjahr um so leichter eintreten kann, da dann die Köpfe gewöhnlich stark durchwurzelt sind. Man tauche die Pflanzen öfter mit dem Topf ins Wasser. Nach dem Verblühen kann dann allmähliches Trodenhalten eine kurze Ruhezeit einleiten.

Stangenbohnen dürfen nicht zu dicht gesät werden, weder in den Reihen, noch in Reihenabstand.

Auflösung. Dichter Stand verhindert genügenden Ansaß und völlige Reife. Ohne genügenden Reihenabstand würde nicht einmal eine Leiter beim Pflücken Platz haben. Der Reihenabstand betrage 1 Meter, die Entfernung der einzelnen Pflanzen in der Reihe mindestens 80 Zentimeter.



Ein langentbehrtes Vergnügen: Beim Kriegsfriseur in einem gesicherten Unterstand bei Reims. Phot. Leipz. Pressebureau.

Rätsel.

Tief in die Erde führt's dich ein,
Doch lustlos wird ein Spiel es sein.
Friedrich Eugenberger.

Anagramm.

Wer's hat an Gütern dieser Welt,
Dem winkt manch frohe Stunde.
Dast du die Reichen dann verließst,
Dann war's ein Mann im alten Bunde.
Julius Fald.

Schachlösungen:

Nr. 126. 1) K b 3 — a 3 Th 2. 2) D g 2 etc. a) 1... Th 3. 2) D g 3 etc. b) 1... Th 4. 2) D d 4 etc. c) 1... Th 5. 2) D g 5 etc. d) 1... a 5 (a 6) 2) D b 1 etc.
Nr. 127. 1) e 2 — e 3 broht 2) D b 1 etc.

Nichtige Lösungen:

Nr. 112. Von Landsturmman B. Gau, J. 3. im Feld (Vogesen).
Nr. 113. Von E. Luz in Salungen.
Nr. 114. Von G. E. Rittmayer in Hordheim.
Nr. 115. Desgleichen.
Nr. 116. Desgleichen.
Nr. 117. Von S. Mann in Konstanz.

Auflösungen aus voriger Nummer:

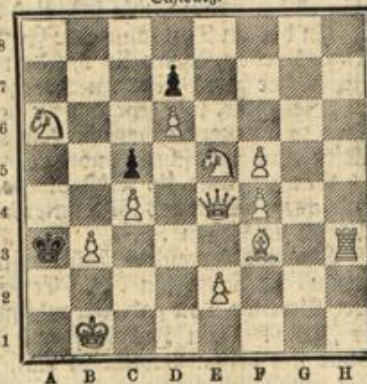
Der Schach: Viel, leicht, Velleicht.
Des Bilderrätsels: Wer empfänglich nicht von innen, kann von außen nicht gewinnen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Problem Nr. 128.

Von E. D. Jotisch.
Deutsche Schachblätter, 1910.
Schwarz.



Weiße.
Matt in 2 Zügen.